

Günter Scholdt

Innere Emigration und literarische Wertung

1. Rezeptionsästhetische Ausgangslage

Meinem Aufsatz liegt ein pragmatischer Begriff von ›Innerer Emigration‹ zugrunde. Er umfasst einen (auch von Exilanten zumindest der 1930er Jahre kaum bezweifelten¹) Komplex von Autoren, die weder emigriert noch in Kernfragen nazistisch infiziert waren, respektive einen nennenswerten zwischen 1933 und 1945 verfassten Textbestand, der weder Exil- noch NS-Gesinnungsliteratur darstellt. Ihn näher zu begründen bzw. den Umstand, dass ich entgegen massiver germanistischer Vorbehalte an ihm festhalte, wäre ein eigenes Thema, dem ich mich aus Raumgründen hier nicht widmen kann. Ohnehin zwingt der begrenzte Umfang dieser Ausführungen zu Klartext und Verzicht auf manche differenzierenden Subtilitäten.²

Sprechen wir also nicht über Positionen einer Minderheit, sondern über gängige Trends in Wissenschaft und Literaturkritik. Insofern schön es den Tatbestand ein wenig, zu behaupten, viele Innere Emigranten seien zwar von einer veränderten Literaturszene in den Hintergrund gedrängt worden, aber jüngere Forschungen hätten zu einer ›Revision‹ geführt.³ Denn es gibt zwar glücklicherweise immer mal wieder solche

¹ Exemplarisch: Thomas Mann: Tagebücher 1933–1934. Hrsg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt / M. 1977, S. 243, 7.11.1933: »Las nach dem Abendessen die neue Nummer dieser Zeitschrift. Gutes über den deutschen Wahlschwindel und die innere Emigration, zu der ich im Grunde gehöre.«

² Ausführlicher habe ich mich in den folgenden Aufsätzen mit dem Thema beschäftigt: Günter Scholdt: ›Ein Geruch von Blut und Schande?‹ Zur Kritik an dem Begriff und an der Literatur der Emigranten im Innern. In: *Wirtschaft & Wissenschaft*. Hrsg. vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. 2 (1994), H. 1, S. 23–28; Günter Scholdt: *Tabula rasa oder terra incognita? Kennen wir tatsächlich die im Dritten Reich geschriebene Literatur?* In: *Diskussionen* 34 (1997). Hrsg. von der Evangelischen Akademie Baden. Karlsruhe, S. 40–53; Günter Scholdt: *Kein Freispruch zweiter Klasse. Zur Bewertung nichtnazistischer Literatur im ›Dritten Reich‹*. In: *Zuckmayer-Jb.* 5 (2002), S. 127–177; Günter Scholdt: *Deutsche Literatur und ›Drittes Reich‹*. Eine Problemskizze. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): *Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich*. Berlin 2003, S. 13–34.

³ So der Einladungstext zu einer Marbacher Tagung, deren Aufsätze im folgenden Band enthalten sind: Michael Braun / Georg Guntermann (Hrsg.): *Gerettet und zugleich von Scham verschlungen. Neue Annäherungen an die Literatur der ›Inneren Emigration‹*. Frankfurt / M. 2007. Ähnliches behauptet anfangs Metzlers *Literaturgeschichte* (Inge Stephan: *Die Literatur der ›Inneren Emigration‹*. In: Wolfgang Beutin u. a.: *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 7., erweiterte Aufl. Stuttgart, Weimar 2008, S. 442), um anschließend sprechende Beispiele für zahlreiche unverblasste Vorurteile zu liefern.

Neubewertungen,⁴ meist in wissenschaftlichen Nischen, aber nur vor dem Hintergrund einer im neugermanistischen Kanon (konkret: in den einschlägigen Kompendien oder Verlagsprogrammen) inzwischen weitgehend marginalisierten Autorengruppe, deren literaturwissenschaftliche Missachtung bereits mit massiven Vorbehalten gegenüber dem Terminus ›Innere Emigration‹⁵ beginnt. Diese dürften auf absehbare Zeit auch künftig die Forschungsatmosphäre bestimmen. Weniger weil die jüngere Germanistengeneration die forciert gesellschaftspolitischen Normen ihrer Vorgänger teilte. Eher schon aus Informationsmangel und einem gewissen Desinteresse an jener einst heftig umkämpften Epoche, das neuerdings auch die Exilliteratur trifft und, wenn es um Grundsätzliches geht, den letzten Erkenntnisstand kaum in Frage stellt.

Denn, Hand aufs Herz, wer von den heute Studierenden liest oder kennt sie noch: die Wiechert, Carossa, Andres, Bergengruen, Le Fort, Klepper, Lehmann und Loerke, Langgässer, Britting, Kasack, Reinhold Schneider oder Ricarda Huch, ganz abgesehen von Außenseitern wie Ilse Molzahn, Johannes Moy oder E.G. Winkler respektive jene Benn'schen Wanderer zwischen politischen Welten wie Martin Raschke, Ernst von Salomon, Egon Vietta oder Hans Grimm?

Wichtige, kanonwürdige Texte, die die Lebendigkeit und Variationsbreite jener Literaturepoche illustrieren könnten wie etwa Vegesacks *Die baltische Tragödie*, Kasacks *Die Stadt hinter dem Strom*, Langes *Auf den Hügeln vor Moskau*, Hartlaubs *Im Sperrkreis*, Benns *Weinhaus Wolf*, Jahnns *Das Holzschiff*, Bergengruens *Der Tod von Reval*, Maass' *Das Testament*, Helwigs *Raubfischer in Hellas*, Gurks *Tresoreinbruch*, Weisenborns *Die Furie*, Kluges *Der Herr Kortüm* oder Leips *Das Muschelhorn* sind dem Gedächtnis weitgehend entschwunden, wie die meisten Namen und Titel aus dem ungemein fruchtbaren Genre historischen Erzählens, von Paul Gurk, Peter Stühlen, Emil Belzner und Rudolf Brunngraber über Edzard Schaper, Arnold Ulitz und Olaf Saile bis Norbert Jacques, Fritz Reck-Malleczewen oder Marianne Langewiesche.

Klassische Paradigmen des Magischen Realismus wie Horst Langes *Ulanenpatrouille*, Ernst Schnabels *Schiffe und Meere*, Ernst Jüngers *Abenteuerliches Herz. 2. Fassung*, Elisabeth Langgässers *Der Gang durchs Ried* usw. gelten mittlerweile bestenfalls noch als Geheimtipps. Kollegen, mit denen man sich, durch Lektüre substantiiert, darüber austauschen könnte, lassen sich an zwei Händen abzählen. Welches Theater spielt noch Hauptmanns *Atriden-Tetralogie*? Wo sind die Bibliographien, Forschungsberichte oder Literaturgeschichten, in denen man in angemessener Ausführlichkeit etwas über diese Epoche erfahren könnte, wo die Nachschlagewerke, in denen uns ohne moralistische Vorauszensur genuin literarhistorische Fragen beantwortet werden?

⁴ Vgl. exemplarisch die Musterung neuerer Forschungsliteratur in: Günter Scholdt: Kein Freispruch (Anm. 2), S. 132ff.

⁵ Vgl. dazu: Günter Scholdt: Deutsche Literatur und ›Drittes Reich‹ (Anm. 2), S. 23f.; Günter Scholdt: ›Ein Geruch von Blut und Schande?‹ (Anm. 2). Eine der jüngsten Infragestellungen der Schreib- und Lebensform ›Innere Emigration‹ stammt von Wilhelm Haefs, dem Herausgeber von Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 9 (Nationalsozialismus und Exil, 1933–1945. München, Wien 2009, S. 44–50). Seine anfangs bekundete pseudoobjektive Distanz passt wenig zu späteren denunziatorischen Einlassungen.

Übertreibe ich? Vielleicht hat der Fragebogen, den ich vor einigen Semestern in Saarbrücken vorlegte, als Stichprobe eine gewisse Aussagekraft: Von 31 Teilnehmern eines Hauptseminars konnten 30 mit Namen wie Emil Barth, René Hocke, Martin Kessel, Jochen Klepper, Horst Lange, Marianne Langewiesche, Wilhelm Lehmann, Gerhard Nebel, Ernst Penzoldt, Ernst Schnabel oder August Scholtis überhaupt nichts anfangen, 29 nichts mit Albrecht Haushofer, Hans Henny Jahnn, Friedrich Georg Jünger, Edzard Schaper, Frank Thieß, Siegfried von Vegesack, Günther Weisenborn, Wilhelm Weyrauch oder Georg von der Vring, 28 nichts mit Peter Bamm, Otto Flake, Hermann Kasack, Erik Reger oder Rudolf Alexander Schröder. Dabei ist das Ergebnis durch die Teilnahme zweier äußerst belesener Seniorenstudenten noch erheblich ins Positive verfälscht.⁶

Ist das erwähnens- oder erregenswert? Gilt nicht auch für andere Epochen oder Länder, dass Kulturleistungen ständig vergessen werden, um Platz für neue Eindrücke zu schaffen? Die virtuelle Literaturgeschichte der Welt gleicht schließlich einem unauslotbaren Wissensozean, bei dem allenfalls kleine Inselgruppen erforscht oder kartographiert werden können. Allerdings findet sich so leicht kein zweiter Fall, wo ein ganzer Literaturkomplex so augenscheinlich und gezielt in den Orkus des Vergessens geschleudert wurde. Er scheint heutigem Bewusstsein fast schon versunken wie einst Atlantis, nur nicht so ruhmreich und der dosierten Erinnerung Nachgeborener würdig, eher schon im Sinn einer (vom Mainstream gewünschten) kulturhygienischen Entsorgung.

Um solche Problemdimension geht es im Kern beim Stichwort »Innere Emigration und Kanon«, um die dringliche Notwendigkeit einer Neusichtung und -einschätzung, weniger um vereinzelte tröstliche Botschaften,

- dass es hier und da auch andere philologische Töne zu hören gibt,
- dass etwa Andres' *El Greco* oder Nossacks *Untergang* zuweilen noch in Schulen gelesen werden,
- dass sich aktive Minderheiten-Initiativen z. B. der Förderung von Hans Henny Jahnn oder Friedo Lampe annehmen,
- dass Loerke, Lehmann oder Britting zuweilen noch auf (regionales) Interesse stoßen,
- und schon gar nicht um gönnerhafte Gesten wie diejenige Marcel Reich-Ranickis, der Erich Kästner zum »Exilschriftsteller honoris causa«⁷ erklärte, was, nebenbei gesagt, das geballte Unverständnis gegenüber der innerdeutschen Literatur exemplarisch auf den Punkt bringt.

Es geht auch um das Bewusstsein von literarhistorischen Verlusten und Verheerungen, die ein rigoroser Paradigmenwechsel innerhalb der Germanistik bewirkt bzw. angerichtet hat, den wir ruhig als »Kulturkampf« bezeichnen können. Er findet seinen Niederschlag in allen heute gängigen Lexika, dem Fehlen einer adäquaten forschungsmäßigen

⁶ Damit nicht lediglich Saarbrücken als philologisches Tal der Ahnungslosen erscheinen möge, sei auf eine tendenziell ähnliche Befragung von Nadine Docktor in Sachen Bergengruen verwiesen, die auch Frankfurt mit einbezieht (Die Rezeption Werner Bergengruens nach dem Zweiten Weltkrieg. Erscheint voraussichtlich 2011 im neuen Bergengruen-Jahrbuch).

⁷ Marcel Reich-Ranicki: Nachprüfung. Stuttgart 1980, S. 293; vgl. Dagmar Barnouw: Gespenster statt Geschichte. Kollektivschuld statt Erinnerung. In: Zuckmayer-Jb. 5 (2002), S. 110f.

Infrastruktur und nicht zuletzt der Grundstimmung, der sich Nachwuchsgermanisten ausgesetzt sehen. Die Waffen in dieser schon lange ungleichen geistigen Auseinandersetzung sind vielfältig. Zu den schärfsten gehören die von der Mehrheit inzwischen weitgehend verinnerlichten Wertungskriterien. Sie erscheinen häufig als Ergebnis literaturwissenschaftlicher Rationalität, sind aber in Wirklichkeit eine kulturpolitische Vorentscheidung ersten Ranges. Wir müssen uns stets verdeutlichen, dass überall dort, auch wo scheinbar nur binnenliterarisch geurteilt wird, in aller Regel zugleich ein gesellschaftlich-ideologischer Stellvertreterkrieg geführt wird, bei dem es darum geht, bereits im Vorfeld die Kriterien zu besetzen, die diese Auseinandersetzung entscheiden werden. Schauen wir uns einige von ihnen einmal näher an.

2. Wertungsprämissen

(1) Die folgenreichste ästhetische Vorentscheidung betrifft die dominierende Festlegung schriftstellerischer Aufgaben auf das politische Engagement, genauer: auf regimekritische Opposition. Danach gibt es zwischen 1933 und 1945 offenbar keine bedeutsame Literatur jenseits dieser Hauptprogrammatik. Alles ist einer durchgängigen Polit- bzw. Moralperspektive unterworfen, die mehr Mut als Talent fordert und Belletristik weitgehend als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln begreift.

Dabei genügt es anscheinend noch nicht, dass sich ein ernstzunehmender Autor im Wesentlichen nazistischen Verlockungen widersetzt und von zentralen Ideologemen freihält, indem er sich aus dem öffentlichen Raum zurückzieht. Durchweg wird mehr verlangt als bloße ›Innerlichkeit‹, eine Haltung, die ohnehin meist nicht als – was sie zuweilen auch war – ihrerseits politische Reaktion auf staatliche Gleichschaltungstendenzen erfasst, sondern als letztlich systemstabilisierende Flucht verstanden und dem Eskapismus-Vorwurf ausgesetzt wird. Jahrzehnte nach Schonauers und Loewys polemischen Analysen⁸ mögen in germanistischen Abhandlungen inzwischen gewisse Schroffheiten gemildert und Details korrigiert oder differenziert worden sein. Eine wirkliche Trendwende, ablesbar an einer veränderten Grundeinstellung der Forscher und ihrer literarhistorischen Praxis, erkenne ich jedoch allenfalls ansatzweise.

(2) Dieser Politzwang betrifft Haltungen, literarische Techniken, Gattungen und Stoffe. Wenn Brecht in seinem großen Exilgedicht *An die Nachgeborenen* über die Zeiten klagt, in denen »ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen« sei,⁹ so kommt eben alles auf das Wörtchen »fast« an. Nicht wenige Germanisten übersehen diese Einschränkung, erst recht, wo sie Adornos Verdikt über Lyrik angesichts von Massenmord im Kern bejahen.¹⁰ In diesem Sinne brandmarkt Ketelsen z. B. Lehmanns Gedicht *Signale*

⁸ Franz Schonauer: *Deutsche Literatur im Dritten Reich*. Olten, Freiburg 1961; Ernst Loewy: *Literatur unterm Hakenkreuz*. Frankfurt / M. 1969.

⁹ Bertolt Brecht. *Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe*. Hrsg. von Werner Hecht u. a. Bd. 12. Berlin, Frankfurt / M. 1988, S. 85.

¹⁰ Vgl. Petra Kiedaisch (Hrsg.): *Lyrik nach Auschwitz? Adorno und die Dichter*. Stuttgart 1995.

als »Zeugnis humaner Verstümmelung« respektive Ausdruck erworbener Inhumanität,¹¹ weil dieser das Naturerlebnis therapeutisch gegen die Schrecken der Zeit ausgespielt hatte. »Kein Trost nirgendwo« lautet das rigorose Wertungsmotto. Gegenwelten dürfen nicht aufgebaut werden. Sinnsuche und Hoffnungszeichen, die aus der Deutung von säkularen Abläufen gewonnen werden, gelten als illusionäres Wegschauen.

(3) Vorurteilslos betrachtet, d. h. im Bemühen, tatsächlich etwas zu finden und nicht nur Defizite zu entdecken, ist die innerdeutsche Literaturlandschaft zwischen 1933 und 1945 gar nicht so eintönig, karg oder innovationsfeindlich, wie man sie häufig gezeichnet hat. Selbst wer nur an politischer Konfrontation interessiert ist, findet eine Hundertschaft von Texten, die wenig Zweifel an ihrer kritischen Intention zulassen, indem sie NS-Essentials widersprechen. Leider verbieten Umfangsgründe ausführliche Textbelege. Sonst ließen sich selbst bei äußerst delikaten Themen wie »Krieg« und »Rassismus« beachtliche Unbotmäßigkeiten vorstellen.¹² Auch Vorsicht und Zurückhaltung schließen übrigens Aufklärung nicht aus. Wir müssen nur die Rahmenbedingungen dieser Literatur wieder besser berücksichtigen, um zu erfassen, was den Zeitgenossen selbstverständlich war: dass nämlich selbst kleine Abweichungen von offiziell erwünschten ideologischen Botschaften für geschärfte Augen und Ohren große Bedeutung haben konnten. Zudem hat die Aufdeckung vielfältiger, z. T. äußerst raffinierter Camouflagetechniken ihren eigenen Reiz.¹³

Wenn das heute vielfach ignoriert wird, liegt dies nicht zuletzt daran, dass mit zunehmendem Abstand zum Dritten Reich offenbar die Ansprüche an die damaligen Texte ständig gesteigert wurden. Mit der triumphalen Rückkehr der Exilliteratur ins germanistische Bewusstsein einher ging eine immer stärkere Orientierung an deren politischen und literarischen Standards, was verdeckte oder zeitabgewandte Schreibformen abwertete. So zählen z. B. historische Romane (als literarische Leistung) nur noch dort, wo sie als aktuelle Schlüsseltexte gelesen werden konnten, am besten leicht dechiffrierbar, ja unmissverständlich, was bei den Verfassern Märtyrerhaltungen voraussetzt. Auch sonstige literarisch-publizistische Gegnerschaft hatte absolut zu sein, ohne Mimikry oder gelegentliche Kompromisse um des Ganzen willen. Falls nicht, gilt dies als Beleg für die Aporie, es gebe nun mal »kein richtiges Leben im falschen« – übrigens eine als generelle Behauptung unakzeptable Simplifikation, wie viele vermeintlich große Worte.¹⁴

¹¹ Uwe-K. Ketelsen: *Literatur und Drittes Reich*. Schernfeld 1992, S. 321.

¹² Vgl. als kleine Kostprobe: Günter Scholdt: *Heiße Eisen*. Ostdeutsche Schriftsteller und ihr Umgang mit heiklen Themen im Dritten Reich. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): *Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus*. Berlin 2000, S. 13–44.

¹³ Exemplarisch in Rudolf Pechels satirischem Essay *Bei Dr. Leete* die Verwendung eines hochironischen Gedankenstrichs, der die Auflösung eines Rätsels noch um eine Sekunde verzögert, welches Land durch Pechels Schilderung einer umfassenden Terrorszenarie gemeint sein könnte (in: Rudolf Pechel: *Zwischen den Zeilen*. Wiesentheid 1948, S. 294). Denn natürlich wird der Leser nicht nur auf die Sowjetunion verwiesen. Zu weiteren Techniken: Heidrun Ehrke-Rotermund, Erwin Rotermund: *Zwischenreiche und Gegenwelten*. Vorstudien zur »Verdeckten Schreibweise« im »Dritten Reich«. München 1999.

¹⁴ Exemplarisch für solche Problemverkürzungen steht eine Formulierung über Oda Schaefer, in: Hans Sarkowicz / Alf Mentzer: *Literatur in Nazi-Deutschland*. Hamburg, Wien 2000, S. 302. Der Umstand, dass die Autorin im Dritten Reich publizistisch präsent blieb, wird zum Urteil

(4) Verbreitete Kenntnisdefizite über zeittypische poetische Intentionen und Schreibvoraussetzungen im Dritten Reich vervollständigen das Bild. Gerade im Zusammenhang mit der Über- bzw. Unterschätzung der damaligen schriftstellerischen Spielräume hat Friedrich Denk in seiner Außenseiterstudie *Die Zensur der Nachgeborenen* trotz mancher Ambivalenzen ignorierender Plakativität Wesentliches gesagt.¹⁵ Jedenfalls sollte die Duldung von Autoren oder deren Veröffentlichungen durch das Regime nicht zur ideologischen Nähe vereinfacht werden, wie dies häufig geschieht. Leider begegnet man auch immer wieder Argumentationen, wonach Werke wie *Auf den Marmorclippen*, *Der Großtyrann und das Gericht* oder *Das einfache Leben* ja nicht gar so oppositionell gewesen sein könnten. Wären sie sonst doch wohl verboten worden.¹⁶ Statt dessen gebe es im vermeintlich widerständigen Autorenkreis sogar viele damalige Bestseller.¹⁷ Dass Texte von Andres, Bergengruen, Vring, Britting, aber z. B. auch von Hesse oder Ricarda Huch gar in NS-Organen erschienen oder dort auch einmal positiv besprochen wurden, scheint sie für oberflächliche Blicke zu diskreditieren.¹⁸ Und wo gar die Wehrmachtbücherei für die Verbreitung sorgte, schlugen notorische Enthüller Alarm. Dies gilt etwa für Jüngers *Gärten und Straßen* ebenso wie die *Erzählung aus den Türkenkriegen* von Wolfgang Hoffmann-Zampis, der Helmut Peitsch eine interpretatorische Umwertung zuteil werden ließ, die an denunziatorischer Rabulistik ihresgleichen sucht. Aus einer engagierten Schlüsselerzählung gegen den völligen Verlust sittlicher Grundsätze im Krieg wird so unversehens ein »propagandistischer Beitrag zur Brutalisierung« des Lesers.¹⁹

enggeführt: »[...] und unterstützte damit nolens volens den Eindruck literarischer Normalität im NS-Staat«.

¹⁵ Friedrich Denk: *Die Zensur der Nachgeborenen. Zur regimekritischen Literatur im Dritten Reich*. Weilheim i. OB, 3. Aufl. 1996.

¹⁶ Von atmosphärischer Symptomatik dürfte eine jüngst erlebte Seminar Diskussion sein. Es ging um Kästners *Münchhausen*. Der Held des Films grenzt sich dabei in einer wichtigen Szene gegenüber Cagliostros Macht- und Eroberungswillen in Osteuropa mit den Worten ab: »In einem werden wir zwei uns nie verstehen: In der Hauptsache! Sie wollen herrschen; ich will leben. Abenteuer, Krieg, fremde Länder und Frauen – ich *brauche* das alles, Sie aber *mißbrauchen* es!« (Erich Kästner: *Münchhausen*. Ein Drehbuch. Frankfurt / M. 1960, S. 79). Als couragierte Schlüsselstelle in einem Werk des Jahres 1943 deutete sie der Referent. Doch eine Studentin widersprach heftig und fand mit ihrem Einwand, dass die Nazis ja wohl nicht so dumm gewesen sein dürften, so etwas zuzulassen, im Plenum offenbar zunächst Gehör. »Weil, so schließt er messerscharf, nicht sein kann, was nicht sein darf«, hätte Christian Morgenstern diese verbreitete Scheinlogik in Sachen »Literatur im Dritten Reich« vielleicht kommentiert.

¹⁷ Frank Westenfelder (Genese, Problematik und Wirkung nationalsozialistischer Literatur am Beispiel des historischen Romans zwischen 1890 und 1945. Frankfurt / M. 1988, S. 269) verweist auf Klienebergers Feststellung, alle von ihm untersuchten Inneren Emigranten seien Bestseller-Autoren gewesen, was seine Ursache in ideologischen Gemeinsamkeiten mit dem Nationalsozialismus haben müsse. (Hans Rudolf Klieneberger: *Christian writers of the Inner Emigration*. Den Haag, Paris 1968, S. 457.)

¹⁸ Vgl. Friedrich Denk (Anm. 15), S. 141–147; im Ton anders: S. 189–191. Entscheidend sein Hinweis auf zuweilen viel größere Freiheiten in Parteiblättern oder den Umstand, dass gegen Ende des Regimes die NSDAP 82,5% Marktanteil bei Zeitungen besaß.

¹⁹ Helmut Peitsch: *Wolfgang Hoffmann-Zampis. Erzählung aus den Türkenkriegen*. In: *Exilforschung* 12 (1994), S. 92, vgl. S. 83.

Auch manche zumindest teilpositive Herrscherfiguren in historischen Romanen irritieren zeitfremde Interpreten, da ihnen meist ein Sensorium für die Spezifika des Erzählens im Dritten Reich fehlt.²⁰

(5) Die Offenheit vieler Texte, sonst unter dem Rubrum ›Polyvalenz‹ als Kennzeichen anspruchsvoller Literatur gepriesen, stellt für jene Epoche anscheinend kein Gütesiegel dar. Eher herrscht ein ästhetischer Zwang zur Konkretion und Eindeutigkeit mit fatalen Folgen für den Magischen Realismus, der nicht selten als defizitäre Verlegenheitslösung missverstanden wurde. Seine daraus resultierende unzulängliche literaturgeschichtliche Berücksichtigung gehört denn auch zu den bemerkenswertesten Fehlleistungen der neueren Germanistik.²¹ Auch schaudert es einem vor Interpreten, die mit solchem Instrumentarium Kafka oder den *Zauberberg* analysieren könnten.

Verkannt wird meist auch, dass bei Handlungen aus anderen Zeiten und Ländern häufig nicht einfach Gegenwarts-Allegorien beabsichtigt waren, sondern, ungeachtet aktueller Bezüge, eigenständige Themenbehandlungen.

Verpönt ist des Weiteren die zeit- und ortsübergreifende typologische Schreibweise, erwünscht nur Gegenwärtiges, Singuläres, Spezifisches. Was sowohl auf Hitler als auch auf Stalin oder andere Terrorkonstellationen gemünzt sein konnte, wird abgewertet. So dürfen etwa die (in neuerer Sicht meist positiv konnotierte) französische, russische oder spanische Revolution nicht zur Modellbildung herangezogen werden. Kindlers Neues Literatur Lexikon, in dem sich, insbesondere in der Ära Jens²² gerade was die Innere Emigration betrifft, der Zeitgeist zuweilen recht schrill artikuliert, beklagt z. B., dass Stefan Andres *Wir sind Utopia* im Spanienkrieg spielen ließ. Der Autor stimme so mit einer »offiziellen Geschichtslüge« überein und unterstütze »das faschistische Zerbild des blutrünstigen ›Rotspanien‹ mit einer ›Realitätsschilderung‹, die nichts weniger als realitätsgetreu ist.«²³

(6) Opposition wird nur dann (ganz) anerkannt, wenn sie aus politisch gebilligten, »korrekten« Motiven erfolgte. Wo Regimekritik vornehmlich als ästhetisch, elitär, konservativ oder vom christlichen Reichsgedanken motiviert erscheint, unterbleiben meist

²⁰ Exemplarisch: Hans Sarkowicz / Alf Mentzer (Anm. 14), S. 89.

²¹ Vgl. dazu Günter Scholdt: Kein Freispruch (Anm. 2), S. 159ff.

²² In der soeben erschienenen Neuauflage finden sich (durch Kürzungen) deutliche Milderungen, die jedoch nicht selten einen grundsätzlichen Soupçon bewahren. Wenn ich von der ›Ära Jens‹ spreche, unterstelle ich keinen nennenswerten Einfluss des Herausgebers auf Inhalt und Wortwahl der Artikel, sondern deute nur auf den Zeitgeist, von dem sie beherrscht wurde.

²³ Walter Jens (Hrsg.): Kindlers Neues Literatur Lexikon. Bd. 1. München 1988, S. 488. Die 3. Aufl. Stuttgart 2009 formuliert zwar etwas distanzierter, hält aber den Vorwurf im Kern aufrecht: »Kontrovers diskutiert wird die Tatsache, [...] dass Andres' Version mit einer offiziellen Geschichtslüge – derjenigen vom Verlauf des Spanischen Bürgerkriegs – übereinstimmt.« Nun, über den »Verlauf« des Bürgerkriegs macht die Novelle keine Angaben. Sollten aber vom Artikelschreiber antikirchliche Greuel generell in Frage gestellt werden, herrschen wohl seinerseits rotspanische Propagandaklischees vor, die selbst Hemingway oder IB-Kommissar Regler nicht geteilt hätten. Mit vergleichbarer Tendenz: Ralf Schnell (Dichtung in finsternen Zeiten. Reinbek 1998, S. 125), der einen der faszinierendsten camouflierten Widerstandstexte, Rudolf Pechels *Bei Dr. Leete* (1941), als prekäre »Gleichsetzung ungleicher Bewegungen wie Kommunismus und Faschismus« kritisiert.

gute Noten. Vollgültig ist vor allem der ›progressive‹, d. h. demokratisch-republikanische oder sozialistische Widerstand. Seit der ›Wende‹ werden in germanistischen Publikationen wenigstens keine marxistischen Überzeugungen mehr verlangt. Auch vernunftgesteuert – was immer das heißen mag – sollte die Gegnerschaft sein. In Ralf Schnells noch heute unverändert verbreiteten Studie *Literarische Innere Emigration 1933–1945* stehen Sätze, die man sich auf der Zunge zergehen lassen sollte:

Sowohl der christliche Standpunkt Bergengruens und Schneiders wie der konservative Sieburgs, Jüngers und Reck-Malleczewens werden aus einer Quelle des Irrationalismus gespeist, der dem Menschen ein geschichtsbestimmendes Handlungsvermögen versagt und die Möglichkeit seiner Verwirklichung nach den Prinzipien kritischer Vernunft ebenso negiert wie seine Fähigkeit zur Einsicht in die den geschichtlichen Prozeß bewegenden materiellen Kräfte [...]. Der von den Autoren so deutlich abgelehnte Faschismus ist in ideologischer Hinsicht nichts anderes als die Kehrseite ihres eigenen Irrationalismus. [...] Daß die Autoren [...] lediglich ›unerwünscht‹ waren, nicht aber verboten wurden, ist wesentlich auf die latente Übereinstimmung ihrer geschichtsphilosophischen Theoreme mit solchen des Faschismus zurückzuführen: sie bildeten ideologisch brauchbare Reservate bürgerlicher Genauaufklärung.²⁴

(7) Viele Wertungen orientieren sich am Ideal einer Fundamentalopposition und völligen Immunität gegenüber dem Zeitgeist. Insofern wird vom Autor auch eine konsequente Gegenhaltung in allen Werken und Äußerungen erwartet, kein Anfangszögern, kein Zweifel, ob diese oder jene Entwicklung nicht vielleicht letztlich doch tolerabel sei, wie sie unter so manchem anderen Exilanten auch Thomas Mann kennzeichnete. Verständnis für Irrtümer, Halbheiten, notgeborene Konzessionen oder kollektive Verführungen²⁵ sind eher die Ausnahme, wo man Schneider, Benn usw. anfangs auf Abwegen sieht. Dass viele Autoren bereits seit den 1920er Jahren einen Konfrontationskurs zur linken Literaturprogrammatik oder bestimmten Modernismen zunächst nachvollziehbar fanden, wird ihnen in fahrlässiger Rückdatierung als schuldhaft ideologische Nähe zum Nationalsozialismus ausgelegt.

(8) Eine Verschärfung der Kriterien liegt darin, auch Wirksamkeit von den oppositionellen Äußerungen zu erwarten. Eberhard Lämmert replizierte vor gut einem Jahrzehnt in einer Bonner Diskussion, keiner der von mir verteidigten Texte habe die Schreckensbilanz der NS-Zeit verhindern können. Woher weiß er das? Sind diejenigen je gezählt worden, die durch solche Literatursignale in ihrem Nonkonformismus bestärkt wurden und auch nur durch eine mutige Tat oder Unterlassung in privater Stille noch Schlimmeres verhütet haben? Berücksichtigt er, dass z. B. Angehörige der Weißen Rose von der Lektüre Carossas, Reinhold Schneiders oder Ernst Jüngers (*Auf den Marmorklippen*) geprägt wurden, und sollte dies nicht auch für andere Autoren und Leser gelten? Aber auch dazu hatte er sich schon früher geäußert:

²⁴ Ralf Schnell: *Literarische Innere Emigration 1933–1945*. Stuttgart 1976, S. 153f. Kaum abgemildert in: R.S. (Anm. 23), S. 128f.

²⁵ Dazu Wolf Biermann (Faule Tomaten. In: *Der Spiegel*, Nr. 24 (1994): »Es gibt Irrtümer und Illusionen, die muß man geradezu haben – zu ihrer Zeit. Kein Mensch entgeht ganz den Borniertheiten seiner geistigen Umwelt.«

Einzelne, und vor allem die Gebildeten unter ihnen, in ihrer Haltung zu bewahren, war dieser Literatur möglich; Vielen oder gar einem Volk den Weg zu seiner Rettung anzuzeigen, dazu konnte diese Literatur nicht taugen.²⁶

Warum überhaupt dieses Dementi? Wann hätte es je eine Literatur gegeben, die solches leistet? Woher kommen in Sachen ›Innere Emigration‹ derart maßlose Ansprüche, durch Texte gleich ganze Völker retten zu sollen? Oder anders gefragt: Wer war nun eigentlich wirksamer: Becher und Bredel mit ihren Exil-Aufrufen oder Bergengruen mit seiner Flugblatt-Arbeit in katholischen Zirkeln? Haben Brechts *Die sieben Todsünden des Kleinbürgers*, die im dänischen Exil selbst den toleranten König verschreckten,²⁷ tatsächlich mehr gegen Hitler bewirkt als Schneiders *Las Casas vor Karl V.*?

Und selbst wenn nicht: In wie direktem Zusammenhang werden hier Literatur und Tat verknüpft? Sind tagespolitische Forderungen, die Karl Eibl im Falle Andres erhebt,²⁸ tatsächlich Königswege zum Verständnis von Texten wie *El Greco malt den Großinquisitor* und *Wir sind Utopia*? Wird Literatur damit nicht zum Leitartikel, zum Marschplan ohne jede dialektische oder genuin belletristische Dimension? An Eibls Analyse ist vieles richtig und bedenkenswert; doch anders perspektiviert, wirkt manches banausisch verfehlt, erscheinen mir dann doch viele seiner politstrategischen Monita eher als veritable Stärken der Texte. Nicht zuletzt ihre Modellhaftigkeit, Offenheit und Zeitunabhängigkeit, die Unmöglichkeit, sie plan und platt als Handlungsanweisungen zu lesen, faszinierten mich über Jahrzehnte hinweg und haben mich immer wieder veranlasst, sie ständig von neuem zu lesen. Wären sie in der simplen Aussage aufgegangen, gegen die Bösen das Messer zu ergreifen und Widerstand zu leisten, hätte ich sie vermutlich nie mehr zur Hand genommen.

(9) Noch strenger werden die Kriterien, wenn die Lebensführung der Autoren ins Spiel kommt. Der Wunsch nach durch und durch integren Repräsentanten des Geistes mündet (unter dem Vorwand von Wissenschaft) in umfangreiche Moralgutachten und verengt Literarhistorie zur Fahndung nach Helden und Schurken. Warum ausgerechnet Schriftsteller solchen retrospektiven Ansprüchen genügen sollen, bleibt dabei offen. Statt dessen herrscht die Devise, ›Man gebe mir eine Zeile Geschriebenes, und ich lasse ihn henken.‹ Unterschriften unter (mehr oder weniger erpresste) Grußadressen gelten als wichtige Beweisstücke im Gesinnungstribunal. Man registriert, wer bei NS-Feiertagen

²⁶ Eberhard Lämmert: Beherrschte Prosa. In: Rundschau 86 (1975), H. 3, S. 418. Noch in einer gemilderten späteren Einlassung (Günther Rüther (Hrsg.): Literatur in der Diktatur. Paderborn 1997, S. 26) heißt es: »Das Beispiel macht klar, daß alle unter einer Diktatur veröffentlichte Literatur in ihren Aussagemöglichkeiten so begrenzt war, daß von einem Beitrag zum politischen Widerstand, den sie zu leisten vermochte, allenfalls nur in den Grenzen zu sprechen ist, in denen das Klopfsymbol eines Mitgefangenen beim Nachbarn schon die Kraft zum Durchstehen der Haftdauer bestärken kann.« Im Anschluss findet sich dann allerdings wieder eine Relativierung: »Aber auch in diesen enggesteckten Grenzen bedeutet Schreiben unter einem totalitären Regime nicht selten ebenso viel für den Durchhaltewillen des Autors wie für sein Publikum« (S. 26f.).

²⁷ Marianne Kesting: Bertolt Brecht. Reinbek bei Hamburg 1959, S. 72.

²⁸ Karl Eibl: Selbstbewahrung im Reiche Luzifers? Zu Stefan Andres' Novellen ›El Greco malt den Großinquisitor‹ und ›Wir sind Utopia‹. In: Wolfgang Frühwald / Heinz Hürten (Hrsg.): Christliches Exil und christlicher Widerstand. Regensburg 1987, S. 21–46.

geflaggt oder der Winterhilfe gespendet hat. Erich Kästners Schreiben an die Reichsschrifttumskammer werden analysiert, als ob es sich um öffentliche Manifeste seiner tatsächlichen Einstellung handelte. In der Manier moralischer Kammerjäger interessieren sich Sarkowicz / Mentzer selbst für die Steuerbelege von Carossa oder Wolfgang Koeppen, und bei Ernst Klee paart sich Denunziatorik mit dilettantischer Inkompetenz,²⁹ die auch den Fischer Verlag desavouiert.

Natürlich war die Generalabsolution eines Alfred Andersch für die Dichtung im Dritten Reich, die stets zur Gegnerschaft tendierte,³⁰ ein wenig zu blauäugig respektive (selbst-)apologetisch, um vor späterer Nachprüfung Bestand zu halten. Auch stört mich gewiss nicht, dass allzu dreiste Erinnerungstrübungen in Sachen Tapferkeit und Voraussicht von seriösen Literarhistorikern quellenmäßig hinterfragt werden. Aber die verbreitete Pose retrospektiver Selbstgerechtigkeit stößt mich eher ab. Hinzu kommt, dass viele bombastische ethische Ansprüche nur vor dem Hintergrund eklatanter politischer Doppelmoral aufrecht erhalten werden können. Denn die ›Leichen im Keller‹ im antifaschistischen Lager des Exils bleiben in solchen Zusammenhängen weitgehend ungeborgen, von der Mitverantwortung an der Erosion Weimarer Legitimität über die keineswegs blutscheuen Schönredner Moskauer ›Säuberungen‹ bis hin zu manchen ressentimentgeplagten Germanophobien, deren negative Reaktionen auf eine deutsche Umerziehung nicht ganz ausgeklammert werden sollten.³¹ Man gerät zwar in missliche Lagen, wenn man die einst Verfolgten und durch die Welt Getriebenen, deren Reaktionen wie Überreaktionen zu verstehen gewiss nicht schwerfällt, nun auch noch solcher Befragung aussetzt, statt sich vernünftigerweise auf Gemeinsamkeiten von Bedrängten inner- wie außerhalb Deutschlands zu konzentrieren. Aber da die meisten Studien zur innerdeutschen Literatur offen oder verdeckt den Kontrast zur Emigrantenszene betonen, nicht selten unter Bezug auf manche verbitterten Urteile und Verhaltensnormen, kommen wir um solche Vergleiche nicht herum. Liegt doch nicht wenigen heutigen Wertungen als stiller Vorwurf die Frage zugrunde: ›Warum seid ihr dageblieben?‹ Im Übrigen gilt viel grundsätzlicher: Sollte die moralische Integrität von Schriftstellern zum entscheidenden Wertungskriterium werden und wir uns selektiver Wahrnehmung enthalten, führte dies international zu einem literarhistorischen Massaker, das nur wenige Prominente überlebten.

(10) Nach so viel Politik oder Moral wird es Zeit, die – falls es das gibt – genuin ästhetischen Monita zu behandeln, konkret den Vorwurf, die innerdeutsche Literatur dieser Zeit habe schlicht den Anschluss an die Moderne verpasst. So könne man einfach

²⁹ Ernst Klee: Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. 2. Aufl. Frankfurt / M. 2009; vgl. Ulrich Weinzierl: Ein geistiges Armutszeugnis. In: Die Welt vom 2.3.2007.

³⁰ Alfred Andersch: Deutsche Literatur in der Entscheidung. Karlsruhe 1948, S. 7: »Das muß einmal ausgesprochen werden, daß jede Dichtung, die unter der Herrschaft des Nationalsozialismus ans Licht kam, Gegnerschaft gegen ihn bedeutete, sofern sie nur Dichtung war.«

³¹ Vgl. Günter Scholdt: Autoren über Hitler. Deutschsprachige Schriftsteller 1919–1945 und ihr Bild vom ›Führer‹. Bonn 1993, S. 764ff., 835ff.; Günter Scholdt: Was soll nur aus diesem Deutschland werden? Stellungnahmen deutschsprachiger Schriftsteller zwischen 1938 und 1949. In: Zuckmayer-Jb. 7 (2004), S. 27–34, 39f.

nicht mehr schreiben. Ich will das nicht leugnen, sofern man auch hier eine beachtliche Gruppe von Ausnahmen akzeptiert (z. B. Schnabel, Hartlaub, Lange, Brunngraber, Gurk, Borchert, E. Jünger oder Nossack) und anerkennt, dass der weithin registrierte stilistische Neuanfang der bundesrepublikanischen Nachkriegsavantgarde vielfach bereits durch Publikationen im Dritten Reich vorbereitet wurde. Aber das Problem ist falsch gestellt. Es geht nämlich nicht darum, *heute* oder in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch so zu schreiben. Diese Stilepoche wurde zu Recht abgelöst, wie dies übrigens für so manche danach kommende ebenso gilt. Denn nicht nur die der Inneren Emigration,³² sondern *alle* Sprache gerät nach Ablauf ihrer Authentizitätsphase in eine Krise, in der ihre Worte häufig nicht mehr als treffend oder glaubwürdig empfunden werden. Und auch die Themen oder die spezifische Art, sie zu sehen und zu behandeln, legen für Nachgeborene Innovationen nahe.

Der literarische Generationenkonflikt war also wohl zwangsläufig, aber Modernität ist ein relatives Qualitätsmerkmal. Zu teleologischer Fortschrittseuphorie, so als ob Houellebecq eine Weiter- und Höherentwicklung von Flaubert, Littell eine von Remarque darstelle, gibt es wenig Anlass. Und mit Sicherheit ist Modernität keine unbedingt sozialverträgliche Kategorie. Ihre explizite Chaos-Ästhetik wurde daher bereits in der Weimarer Republik attackiert und dies nicht ganz ohne Grund.³³ Außerdem: Welche Moderne darf's denn sein, diejenige von Marinetti, Brecht oder Hamsun?

Aber die literaturgeschichtliche Forderung lautet ohnehin ganz anders. Denn bei dieser Art von Erinnerung geht es um die eigentlich selbstverständliche Repräsentanz eines nicht unbedeutenden Literaturkomplexes, der zwischen 1930 und 1960 breite Aufmerksamkeit gefunden hat. Und wenn es heute nicht mehr opportun erscheint, dieser Epoche (in bester historistischer Tradition) einen angemessenen Stellenwert zuzugestehen, liegt dies weniger an der ihr unterstellten Unfruchtbarkeit als an gegenwärtig noch wirksamen Einflussgruppen, die frühere Literatur an jetzigen gesellschaftspolitischen Überzeugungen messen und anschließend verwerfen. Literaturgeschichte verkümmert dabei zur Applikation gegenwärtiger retrospektiver Denk- bzw. Empfindungsweisen. Und in nüchterner Diagnose erklärt sich die relative Vergessenheit und scheinbare Bedeutungslosigkeit jener Autoren nicht zuletzt aus einem Mangel an Netzwerken oder Personen, die heute für sie einzutreten bereit sind.

Denn sind im Sinne des jetzigen Zeitstils etwa Namen wie Hermann Broch oder Anna Seghers nicht genauso »vergessen«³⁴ und haben doch ihre umfangreichen Werk-

³² Exemplarisch spricht Kindlers Neues Literatur Lexikon davon, es sei Reinhold Schneider »nicht gelungen, die Krise der konservativen Sprache [...] zu bannen«, Walter Jens (Hrsg.): Kindlers Neues Literatur Lexikon. Bd. 14. München 1991, S. 1020). Dieses Schlussurteil ist in der neuesten Auflage gestrichen.

³³ Vgl. Günter Scholdt: Kein Freispruch (Anm. 2), S. 148–157.

³⁴ Vielleicht charakteristisch für das Empfinden jüngerer Germanisten ein Urteil von Dirk von Petersdorff: Bierseligkeit und Transzendenz. In: Saarbrücker Hefte 94 (2005), S. 57: »Wer will wirklich noch Musils *Mann ohne Eigenschaften* lesen? Also ich meine, gerne lesen. Ehrlich gesagt, ich bin froh, daß diese Gedanken- und Konzeptkunst, diese Dauerreflexion, Selbsteinsprüche, Fragmente, Experimente, Negation, wie das immer alles hieß, daß es einfach vorbei ist. Es ist eine Möglichkeit wieder neu anzufangen. Etwas leichter, unbelasteter, freudiger zu

ausgaben³⁵ im Gegensatz zu Andres, Schneider, Bergengruen, Gurk, Kasack oder Brunngraber. Auch in der Literaturgeschichte manifestiert sich ein ständiger ästhetischer Bürgerkrieg, der in unserem Fall in Folge eines nicht einmal so langen Marschs durch die Institutionen entschieden wurde. Dieser zerriss binnen kurzem die Netzwerke, die zuvor die im Lande gebliebenen Schriftsteller gegenüber den Emigrierten bevorteilt hatte. Dieser Zustand wurde nun radikal verändert zugunsten einer weitgehenden Verdrängung der ursprünglich höher Geschätzten. Das mag man begrüßen, beklagen oder mit kulturdarwinistischem Gleichmut konstatieren. Solange die forschungsstrategische Großwetterlage nicht durch massive Eingriffe von Lobbygruppen beeinflusst wird, was nicht zu erwarten ist, dürfte sich hier wenig ändern. Damit ist das grundsätzliche Dilemma, vielleicht aber zugleich für Einzelne eine künftige Aufgabe bezeichnet.

3. Dekanonisierungsprozesse der Nachkriegszeit

Die Diskussion meines Vortrags ergab einen Erläuterungsbedarf vor allem hinsichtlich zweier Problemkomplexe. Gewünscht wurde eine Detaillierung der Umstände, unter denen sich die Dekanonisierung der Inneren Emigration vollzog, sowie eine exemplarische Begründung, warum ich die verteidigten Texte heute noch für lesenswert halte. Was die inzwischen erfolgte ästhetische Abwertung betrifft, liegt darin zunächst einmal wenig Spektakuläres. Stellt schließlich jede jüngere Autoren-, Kritiker- oder Philologengeneration frühere Kunstüberzeugungen allein schon aus Gründen der Selbstprofilierung und Neuetablierung auf den Medienmärkten in Frage, und so mancher Leser begrüßt dies.³⁶

beginnen.« Noch drastischer der ›Denkmalsturz‹ zahlreicher moderner Klassiker durch zehn Nachwuchsautoren unter 35 Jahren, in: Die Zeit vom 20. 5. 2010, S. 54f.

³⁵ Dazu Hans Dieter Zimmermann: Reinhold Schneider – Ein Dichter der inneren Emigration? In: Colloquia Germanica Stetinensia N. 18 (2010): »In der Bibliothek unseres Instituts für Literaturwissenschaft an der TU Berlin finde ich zwei Ausgaben der Werke von Anna Seghers, keine Ausgabe der Werke von Elisabeth Langgässer. [...] Die Werkausgabe von Reinhold Schneider ist nicht vorhanden. Von Johannes R. Becher gibt es zwei Regale Primär- und Sekundärliteratur. Liegt es an der Qualität der Autoren? Ist Anna Seghers eine bessere Schriftstellerin als Elisabeth Langgässer? Liegt es daran, dass die eine emigrierte, die andere nicht? Liegt es daran, dass die eine Kommunistin war und die andere katholisch? [...] Anna Seghers, die Therese von Konnersreuth, wie sie Hans Sahl einmal nannte, glaubte an den Kommunismus; das ist verzeihlich. Elisabeth Langgässer glaubte an Jesus Christus; das liefert sie dem Gespött der Kenner aus, die sie nicht kennen?« (S. 216, 219).

³⁶ Auch vom eigenen schulisch vermittelten Lektüreerlebnis in den 1950er und 1960er Jahren her erinnere ich mich an den Überdruß an zahlreichen Texten mit angeblich ewigen Weisheiten, die von der Überlegenheit ländlicher Existenz gegenüber großstädtischer Hektik und Verkommenheit kündeten oder davon, dass ›politisch Lied garstig Lied‹ sein müsse. Wir empfanden die Aktualitäts- häufig als Lebensferne und viele der Lehren als betulich-quietistisch, wogegen uns Borcherts ›Kahlschlag‹-Ton fast wie eine literarische Frischzellenkur erschien. Ohnehin lockten oder betrafen uns Sartre, Camus, Hemingway, Steinbeck oder Dürrenmatt in ganz anderer Weise als viele der damals kanonisierten Zeitgenossen. Doch mit dem Abstand von Jahrzehnten und vor allem dem Blick des Literaturhistorikers sehe ich die Dinge etwas anders. Berechtigt erscheint mir nach wie vor manche Neuerung, insofern sie eine kritische Rückschau auf die

Zudem tendierte die internationale Literaturentwicklung vielfach zu realistischeren, sachlicheren, disharmonischeren und stärker zeitbezogenen Schreibweisen. Für die Autoren der sogenannten Flakhelfergeneration kam hinzu, dass ihre Erlebnisse im Weltkrieg und Dritten Reich es nahe legten, den Bruch mit der überlieferten Wertewelt und ihrer Ästhetik schneller und rigoroser zu vollziehen. Katastrophen fördern Respektlosigkeit im Umgang mit früheren scheinbaren oder wirklichen kulturellen Verdiensten. Wenn hier also von vielen Jüngeren drastischer, illusionslos oder vorwiegend anklagend geschrieben bzw. geurteilt wurde, so war diese Entwicklung ähnlich wie nach dem Ersten Weltkrieg schlechterdings erwartbar.

Es standen sich schon bald zwei ästhetische Grundauffassungen gegenüber, die nachfolgend einmal, ungeachtet z.T. extremer individueller Abweichungen, als Idealtypen skizziert werden sollen. Das progressive Literaturmodell setzte auf sozialkritisches Engagement der Schriftsteller, deren Bedeutung sich vor allem in ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit erweise. Literatur galt als reformatorisches oder revolutionäres Mittel zur Durchsetzung der politischen Vernunft. Die Autoren verstanden sich als Oppositionelle, gemäß Günter Eichs Diktum in seiner Büchnerpreisrede von 1959: »Wenn unsere Arbeit nicht als Kritik verstanden werden kann, als Gegnerschaft und Widerstand, als unbequeme Herausforderung der Macht, dann schreiben wir umsonst, dann sind wir positiv und schmücken das Schlachthaus mit Geranien.«³⁷

Schonungsloser Realismus stand gegen freie Phantasie. Ja, Literatur selbst sah sich dem Rechtfertigungszwang ausgesetzt. Wolfgang Weyrauch, einem Wortführer der Trümmerliteratur, war alle Schönheit verdächtig. Er beanspruchte, literarisch nicht nur zu fotografieren, sondern um der Wahrheit willen zu »röntgen«.³⁸ Man pries eine schmucklose Sprache und bekämpfte kalligraphische Schreibweisen als »Verhängnis eines neuen Nebels«, worin »die Geier und die Hyänen nisten«.³⁹ Ganze Literaturgenres gerieten unter Legitimationsdruck. Man denke an Adornos Poesie-Soupçon oder Astels Epigramm *Naturlyrik*:

Das Gedicht
geht über Leichen.
Es handelt von Blumen.⁴⁰

Ländlicher Rückzug, christliche Erbauung, unpolitische Stoffwahl abseits der Gegenwart standen unter Generalverdacht, der notwendigen Selbstreinigung auszuweichen, desgleichen apologetische Schuld Diskussionen. Heiterkeit, Humor oder andere bislang

jüngste Geschichte samt Rehabilitation der Exilliteratur einschloss, bedenklich hingegen die flächendeckende Verdrängung traditioneller Ästhetikkonzepte. Denn hier wurde auch vieles dem Gedächtnis entzogen, was einmal zu Recht Klang und Bedeutung hatte und zumindest aus literaturgeschichtlicher Warte konserviert werden sollte.

³⁷ Büchner-Preis-Reden 1951–1971. Stuttgart 1981, S. 86f.

³⁸ Wolfgang Weyrauch: Tausend Gramm [1949]. Neuausgabe Reinbek bei Hamburg 1989, S. 181.

³⁹ Ebd., S. 180.

⁴⁰ Arnfrid Astel: Zwischen den Stühlen sitzt der Liberale auf seinem Sessel. Darmstadt u. a. 1974, S. 119.

verbreitete Denk-, Schreib- und Empfindungsformen eines lebensbejahenden Trotzdem verloren in dieser kritischen Sicht ihre Unschuld oder wurden als unangemessene bzw. verhängnisvolle Sedativa diskreditiert – eine Neuwertung, die auf einen Schlag Autoren wie Kluge, Eugen Roth, Kreuder, Niebelschütz oder den mittleren Erich Kästner traf und ästhetisch herabstufte.

Wie anders sahen viele ›Traditionalisten‹ ihre Aufgabe! Betrachteten sie doch Kunst vor allem als Gegengewicht zur Zeit, als »Notwehr – gegen das Leben«,⁴¹ wie Kasack schrieb: »Dichtung entsteht aus der *Überhöhung* der Wirklichkeit«. ⁴² Statt Alltagssprache, Modejargon oder gar ›dirty speech‹ favorisierten sie eine gehobene Stilebene und literarische Konventionen. Anstelle unbedingter Aktualität und Originalität betonten sie das Kontinuierliche, ewig Gültige⁴³ im Kampf zwischen Gut und Böse, nicht (scheinbar) Singuläres, sondern Überzeitliches im Vergleich von Jahrhunderten. Mehr als zu ändernde machtpolitische, wirtschaftliche, soziale oder militärische Strukturen galt ihnen der Einzelne als Hoffnungsträger.

Ernst Kreuders Held der *Die Gesellschaft vom Dachboden* begründet die Weltmisere nicht aus Mangel an Vernunft, sondern an Phantasie. Als »Irrealist« warnt er vor dem »Aberglauben der Aufklärung« und den »chininbitteren Realisten« der modernen Literatur samt ihrer »Krematoriumsmusik«. ⁴⁴ Sein Verfasser bekämpft alle »Zweckgesinnung«⁴⁵ und den eindimensionalen Realismus der Verzweiflung. Wieso »nur das Elend Wirklichkeit«⁴⁶ sei, fragt auch Niebelschütz und legt nach:

Wenn also die Zeit krank ist, kann es nicht Aufgabe der Kunst sein, sie noch kränker zu machen, sondern die Kunst hat immer das getan, was der Zeit und dem Menschen jeweils nötig war. Sie hat ihn bestürzt und mit Fratzen verschreckt, wenn er satt, banal und bequem war; und war er verschreckt, und hatte die Zeit ihn bestürzt, so erhob ihn die Kunst und tröstete ihn und zeigt ihm eine zwar erdichtete, aber schöne Welt.⁴⁷

Stefan Andres schließlich meinte, Dichtung unterscheide sich von einem bloß rational geformten »aus Geschmack, Geschicklichkeit und moralischem, sozialem und politischem Engagement entstandenen Werk wie etwa die echten Buddhastatuen von den falschen«. Der wahre Dichter verkörpere wichtige Probleme in seinen Gestalten, verweigere sich aber der Forderung nach Lösungen und Rezepten:

⁴¹ Hermann Kasack: Vincent. Potsdam 1924, S. 30.

⁴² Hermann Kasack: Jahrgang 1896. In: Joachim Karsten u. a. (Hrsg.): Jahr und Jahrgang 1896. Hamburg 1966, S. 97; Hervorhebung durch G.S.

⁴³ Elisabeth Langgässer: »Denn die Gegenwart, sie ist gar nichts gegen den Ozean und den Abgrund der verfloßenen zehntausend Jahre« (zit. nach Ralf Schnell: Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1949. Stuttgart 1993, S. 94).

⁴⁴ Ernst Kreuder: Die Gesellschaft vom Dachboden [1946]. 2. Aufl. Hamburg, Stuttgart 1947, S. 27–29, 39. Vgl. S. 27–41 die Gesamtirade gegen die »Tatsachenliteratur«.

⁴⁵ Büchner-Preis-Reden (Anm. 37), S. 19.

⁴⁶ Wolf von Niebelschütz: Aufgabe und Anspruch des Buches [1950]. In: W. v. N.: Freies Spiel des Geistes. Düsseldorf u. a. 1961, S. 398.

⁴⁷ Ebd., S. 399.

Wenn also Romangestalten das Unauflösbare und Undurchdringbare des Problems an sich erleben und daran entweder untergehen oder aber in Demut vor dem Leben verharren und stark werden zum Ertragen, hat der Romancier in Hinsicht auf das Problem genug getan. Er ist kein Herakles, und selbst wenn er dessen Taten besingt, muss er sich hüten, dass er nicht zum Lügner oder Aufschneider wird. Anleitungen zur Reinigung von Augiasställen wirken auf jeden Fall komisch.⁴⁸

Mit solchen Ästhetik-Prämissen fanden die ›Traditionalisten‹ noch Mitte der 60er Jahre ihr Publikum, wie eine SPIEGEL-Umfrage von 1967 ausweist. Danach zählten Bergengruen, Hesse und Peter Bamm in Westdeutschland (nicht in Westberlin) zu den von Studenten meistgelesenen Autoren. Aber im Bereich der überregionalen Kritik, der Literaturpreise, der Medienrepräsentanz wie des internationalen Renommées waren sie längst in den Hintergrund gedrängt und verloren zunehmend ihre logistische Basis. Denn natürlich gingen dieser avantgardistischen Wachablösung massive Veränderungen der literarischen Infrastruktur voraus. Insofern wäre es eine höchst spannende kultursoziologische Studie, allein unter dem Gesichtspunkt der Personalbesetzung einflussreicher Rundfunk-, Presse- oder Verlagsressorts die Umstände zu ermitteln, die zum schnellen Triumph der neuen Ästhetik führten.⁴⁹ Unstreitig scheinen vier Bereiche zu sein, in denen das progressive Lager Bündnispartner fand:

- Die Reeducation-Politik bot per Lizenzierungsverfahren ein Einfallstor zu Presse, Rundfunk und Verlagen. Auch Besucher von Amerikahäusern oder US-Stipendiaten vermittelten alternative Schreibweisen.
- Diverse (mehr oder weniger verdeckte) Einflüsse ergaben sich durch kommunistische Sympathien. Die DDR erschien, literarisch betrachtet, als konsequenter Exilantenstaat.
- Auch die demokratische Linke (SPD, Gewerkschaften mit vielfältigen Infrastruktur-Verflechtungen und jüngere Vertreter der EKD) bot sich an. Exemplarische Aufmerksamkeit fand das Wahlbündnis von SPD und Gruppe 47.
- Und schließlich favorisierten zahlreiche Universitätsgermanisten während der Studentenrevolte und, wo sie sich später etabliert hatten, z. B. als Reformpädagogen (Hessische Rahmenrichtlinien) neue Literaturtrends.

Dies alles ergab ein beachtliches personelles Arsenal für alternative ästhetische Vorstellungen. Denn trotz spannungsreichster poetischer Differenzen auf einer Skala von hermetischer oder surrealistischer Metaphorik über konkrete Sprachexperimente bis zur schmucklosen Agitatorik ergab sich als Gemeinsamkeit eine massive Tendenz zur ›Vergangenheitsbewältigung‹ durch Literatur. Dies erklärt auch die Radikalisierung, Durch-

⁴⁸ Stefan Andres: Der Romanschriftsteller und seine Zeit. In: Bernd Groß: Stefan Andres, das Saarland und die Europäische Idee. Saarbrücken [2006], S. 73.

⁴⁹ Zwar finden sich (meist aus sympathisierender Warte) zahlreiche Titel zur Gruppe 47, aber noch keine umfassende Studie zum entsprechenden Kulturlobbyismus allgemein, wie sie etwa Clemens Abrecht u. a. über die politische Einflussnahme der Frankfurter Schule vorgelegt haben (Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule. Frankfurt / M. u. a. 1999, bes. Kap. 9).

schlagskraft und zuweilen bis heute wirksame dogmatische Strenge des vordergründig literarischen Konflikts, der vornehmlich als politisch-moralischer Diskurs ausgetragen wurde, bei dem es vor allem um die Glaubwürdigkeit bzw. Verstrickung von Personen ging.

Zur Durchsetzung der neuen Literatur- und Gesellschaftsvorstellungen, die als Demokratisierung der Literatur verstanden wurde, dienten öffentliche Kontroversen oder Buchverrisse, die fast den Charakter von »Musterprozessen« hatten. Kurz nach Kriegsende waren es Stellungnahmen für oder wider Thomas Mann, Frank Thieß bzw. Ernst Jünger. Später ging es um die NS-Vergangenheit damaliger Erfolgsautoren wie Gerd Gaiser (Walter Jens, Marcel Reich-Ranicki, Karlheinz Deschner), Joachim Fernau (Peter Wapnewski) oder Hans Baumann, dessen mit einem zunächst preisgekrönten christlichen Drama geplante Nachkriegskarriere als Bühnendichter von Reich-Ranicki jäh gestoppt wurde. Spannend verliefen auch die polemischen Beziehungen zwischen Friedrich Sieburg und Vertretern der Gruppe 47.

Aber selbst ideologisch unbelastete Innere Emigranten waren Attacken ausgesetzt, die ihre politische Moralität berührten. Exemplarisch geschah dies durch Adornos Ausfall gegen Bergengruen, dessen Festhalten an einer göttlichen Ordnung sarkastisch mit dem Holocaust konfrontiert wurde:

Sätze von O. F. Bollnow lauten: »Darum scheint es besonders bedeutsam, dass sich in der Dichtung [...] ein neues Gefühl der Seinsbejahung abzuzeichnen beginnt. [...] Bergengruens letzter Gedichtband *Die heile Welt* (München 1950, S. 272) schließt mit dem Bekenntnis: ›Was aus Schmerzen kam, war Vorübergang. Und mein Ohr vernahm nichts als Lobgesang«. Es ist also ein Gefühl dankbarer Zustimmung zum Dasein. Und Bergengruen ist bestimmt kein Dichter, dem man einen billigen Optimismus nachsagen könnte [...].« Der Band von Bergengruen ist nur ein paar Jahre jünger als die Zeit, da man Juden, die man nicht gründlich genug vergast hatte, lebend ins Feuer warf, wo sie das Bewußtsein wiederfanden und schrien. Der Dichter, dem man bestimmt keinen billigen Optimismus nachsagen könnte, und der philosophisch gestimmte Pädagoge, der ihn auswertet, vernahm nichts als Lobgesang.⁵⁰

Dass Bergengruens Gedicht weniger von politischer Naivität zeugt als von literarischer Hiob-Nachfolge, lag einem angeblich so subtilen Interpreten augenscheinlich fern. In die Mühle von Tageskritik und germanistischer Abstufung geriet bald auch Kasacks heute vergessener Roman *Die Stadt hinter dem Strom*, ein zunächst rundum gefeierter Bestseller, der zwar gegen Ende in panmystischer Präntion zerfällt, aber in seiner grandiosen Bildwelt eines Totenreichs Kafka würdig beerbt. Kasack wurde zum Verhängnis, dass er in einer keineswegs zentralen Passage in tröstender Absicht die mörderische Katastrophe der jüngsten Vergangenheit in einen kosmischen Zusammenhang einbettete. Was angesichts der Gesamtleistung des Werks allenfalls eine skeptische Anmerkung verdiente, wurde nun zum Anlass einer fundamentalen auch ästhetischen⁵¹ Abrechnung, die ähnlich wie im Fall Bergengruen in der Sinnsuche überhaupt den Skandal erblickte.

⁵⁰ Theodor W. Adorno: Jargon der Eigentlichkeit. Frankfurt / M. 1964, S. 23f.

⁵¹ Exemplarisch (mit sprechendem Titel): Werner Ross: Mehr Staub. In: Süddeutsche Zeitung vom 29.–31.5.1971.

Und so galt eines der Großereignisse auf dem Nachkriegsbuchmarkt, wie der wohl beste Kasack-Kenner schrieb, seit den 1970er Jahren plötzlich »als anrüchiges Machwerk, das aufgrund einer »zyklisch-kosmischen Faschismustheorie« den Nationalsozialismus rechtfertige.«⁵² Die germanistische Fachwissenschaft wiederum demonstrierte ihre ästhetische Neuorientierung 1966ff. durch heftige Reaktionen im Zürcher Literaturstreit.

Allen Kontroversen gemein ist, dass sie häufig zu Recht oder Unrecht Literaturkarrieren zumindest im Bewusstsein der sich neu formierenden Literaturrelite schlagartig beendeten, insofern Verlage, Leser oder Medien sich von ihnen abwandten oder ihnen zumindest mehrheitlich nicht mehr die frühere Zuneigung gewährten. Dass sich an dieser Abwertung nicht selten Autoren beteiligten wie Weyrauch, Andersch, Eich, Grass, Koeppen, Jens, deren Vergangenheit – um es vorsichtig zu sagen – nicht unkontaminiert verlief, gehört zu den delikaten Fußnoten der Geschichte.

Welchen Beitrag zur Aufklärung boten aber nun die gescholtenen Autoren, die in Deutschland verblieben waren, ohne (im Endeffekt) Nazis geworden zu sein? Sie wurden im Lauf der 1960er Jahre überrollt von einer Welle der Verständnisverweigerung und Rechtfertigungserwartungen durch Jüngere, denen sie vieles nicht (mehr) richtig erklären konnten. Dass es jenseits von Untergrund oder Märtyrertum noch manchen Weg gab, Charakter zu zeigen und literarisches Niveau zu wahren. Dass man fürs schlichte Überleben als Schriftsteller zuweilen Kompromisse und Zweideutigkeiten in Kauf nahm, die (in einem bestimmten Rahmen) nicht zu tadeln sind. Sie waren in der Regel keine Helden gewesen, doch gerade nach solchen starken Vaterfiguren bestand aller Opposition zum Trotz ein Bedürfnis, und nur solche Idole allein hätten verhindert, dass die Daumen sich senkten.

Auch deshalb retuschierten manche ein wenig ihre Lebensläufe, übertrieben zuweilen das Maß an Opposition oder Gefährdung, vereindeutigten literarische Camouflagen, vergaßen auch mal frühere Anfechtungen oder Veröffentlichungen, ergingen sich in z. T. ungläubwürdigen Apologien und erbrachten somit scheinbar selbst Belege für das nur Sogenannte ihrer nichtfaschistischen Existenz. Verdächtige man sie zu Unrecht der NS-Sympathie oder Mitläuferschaft, reagierten sie ausfallend z. B. gegenüber Exilantenkritik und schlossen so in ihrem Rechtfertigungsdrang den Teufelskreis der Missverständnisse und Misshelligkeiten.

Und da sie auch ästhetisch gegenüber der Moderne langsam in die Defensive gerieten, war ihr Schicksal besiegelt. Die 68er, um es schlagwortartig zu sagen, verließen als unumstrittene Sieger den kulturpolitischen Kampfplatz. Spätestens Ende der 1970er

⁵² Heribert Besch: *Dichtung zwischen Vision und Wirklichkeit. Eine Analyse des Werkes von Hermann Kasack mit Tagebuchedition (1930–1943)*. St. Ingbert 1992, S. 11. Darin die folgenden Belege: Nach Ehrhard Bahr liegt »historisches und literarisches Versagen« vor (S. 11). Klimasch urteilt: »Kasack machte es dem Bildungsbürger leicht, die »schwere Zeit der Prüfung« als »braunes Unwetter« schnellstens zu vergessen, um sich kontemplativ mit dem Leid des Menschen im Allgemeinen zu befassen.« (S. 291). Lothar Baier: »In Hermann Kasack hat ein großer Teil des deutschen Bildungsbürgertums einen genuinen Interpreten seiner Realitätsflucht und seiner Fetischisierung des »Geistes« gefunden.« (S. 11). Vgl. Heinrich Vormweg. In: *Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart*. Frankfurt / M. 1980, S. 193–196.

Jahre waren die letzten Kastelle ihrer konservativen Gegner geschleift, die man schlicht für überflüssig erklärte und aus einschlägigen Kompendien verbannte. Nur wen überragende stilistische oder intellektuelle Signifikanz auszeichnete, wie etwa Benn oder Jünger, oder wer schnellstens zu neuen poetischen Ufern aufgebrochen war, wie Günter Eich, vermochte literarhistorisch zu überleben.

In solchem Kontext wurden jene oben geschilderten Kriterien etabliert, die auch heute noch einer verständnisvolleren Würdigung der Inneren Emigration im Wege stehen, obwohl die engagiert-veristische-punitiv Literaturlauffassung spätestens seit der Postmoderne selbst schon ein wenig historisch geworden ist. Sehen wir also genau hin, ob wir alle Prämissen der Kanonbildung teilen können.

4. Vegesacks Balten-Tragödie als Demonstrationsmodell

Damit zum zweiten Teil meiner Ergänzung: dem exemplarischen Plädoyer für einen Vergessenen, an dem sich der (auch lexikalisch manifeste) Prozess einer (fragwürdigen) Dekanonisierung geradezu lehrbuchhaft zeigt. Es geht um Siegfried von Vegesacks 1936 als Gesamtext erschienenenes opus magnum *Die baltische Tragödie*.⁵³ In der Erstausgabe von Kindlers Literatur Lexikon, würdigt Gertrud Herding 1965 den Text als literarisches »Denkmal« für die Deutschbalten, als anschaulich erzählte »Chronik >ohne jede Ausschmückung« und zieht folgendes Fazit:

Dieses Hauptwerk Vegesacks beleuchtet das vielschichtige baltische Problem mit einer Objektivität, die auch vor der Frage nicht haltmacht, inwieweit die Balten durch allzu starres Festhalten an sozialen Vorrechten und am Lebensstil einer vergangenen Epoche die Mitschuld an ihrem Unglück treffe. Die weitgehend autobiographisch gehaltene epische Gestaltung des Stoffes schafft mit ihrer liebevoll eingehenden Charakterisierung baltischer Originalität vor dem Hintergrund der eigentümlichen livländischen Landschaft eine wesentliche Voraussetzung zum Verständnis der historisch-politischen Zusammenhänge.⁵⁴

Das klingt nach Klassiker, und da es der Roman seinerzeit sogar auf sechsstellige Verkaufsziffern brachte, schien sein literaturgeschichtliches Überleben gesichert. Doch bereits die redaktionelle Bearbeitung von Herdings Artikel 1992 tilgt das ursprüngliche Lob zugunsten einer deutlich distanzierteren Schlusswertung:

Das Buch stellt sich im Rückblick dar als subjektives Dokument einer vergangenen feudalen Lebensform; es war zugleich, bis in die fünfziger Jahre hinein, eines der erfolgreichsten Werke des Autors, der ansonsten vor allem traditionell gehaltene Gedichte und Erzählungen [...] verfaßte.⁵⁵

⁵³ Vgl. Günter Scholdt: Siegfried von Vegesack. Ein Deutschbalte im Dritten Reich. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Europäische Dimensionen deutschbaltischer Literatur. Berlin 2005, S. 93–132.

⁵⁴ Kindlers Literatur Lexikon. Bd. 1. München 1965, Sp. 1303.

⁵⁵ Walter Jens (Hrsg.): Kindlers Neues Literatur Lexikon. Bd. 17. München 1992, S. 32.

Das war's. Auch im Text zuvor haben sich die interpretatorischen Akzente durch redaktionelle Eingriffe zu Lasten Vegesacks verschoben. Dass nun nicht mehr vom »heroischen Ringen der Balten um Selbständigkeit« oder von der »Kraft der Treue zum Deutschtum« die Rede ist, war erwartbar. Von reduzierter historischer Sensibilität zeugt allerdings der ein wenig kurzschlüssige Zusatz: »Obgleich von Aversion gegen die Sowjetunion erfüllt, geht diese Chronik nicht konform mit den Ansprüchen der nationalsozialistischen Außenpolitik«. Als ob die ungeschönte Schilderung bolschewistischer Praxis, die phasenweise zu einem Deutschen-Genozid im Baltikum tendierte, in erster Linie einmal ideologiekritisch befragt werden müsse. Auch wird die ursprüngliche Formulierung über das »von Jagden und Ausritten, von Landpartien auf die Nachbargüter und von frohen Festen bestimmte Leben des baltischen Landadels im friedlichen Alt-Livland« zur pejorativen Formel vom »behäbige[n], saturierte[n] Leben des Landadels« komprimiert. Zugleich verweist man zweifach auf die »subjektive« Perspektive des Autors, die für das vorrevolutionäre »Bild des harmonisch-behüteten Lebens« ursächlich sei. Dabei hatte bereits Herding zu Recht ausgeführt,⁵⁶ dass Vegesacks Erzählkunst von Anfang an gerade das Gefährdete und Doppelbödige dieser Idylle vergegenwärtigt.

Wer den neu gefassten Artikel liest, mag zum Ergebnis gelangen, in Vegesacks Text werde erinnerungsselig lediglich ein antiquarisches, egozentrisches bzw. ausschließlich deutschenfixiertes Geschichtsbild vermittelt; und die weitere Propagierung bestimmter Politostalgien sei verzichtbar. Der damals negativ konnotierte Hinweis auf traditionelle Schreibweisen tut ein Übriges. Ohnehin erlischt in jenen Jahren zunehmend das Interesse an auslandsdeutschen Schicksalen in dem Maße, wie die Erlebnisgeneration als Käufer und Kritiker ihren Einfluss verliert. Das Lektürevergnügen an Originalen, Käuzen und skurrilen Verhaltensweisen in einer fast menschenleeren, nahezu versunkenen Welt wird heute anderweitig abgedeckt. Lieber hält man sich an Literaturimporte aus Lateinamerika sowie kolonialexotistische Szenarien von Tania Blixen oder – in trivialer zeitgeistkompatibler Verdünnung – an »Fischstäbchen«-Produkte wie *Der weiße Afrikaner*. So erklärt sich wohl auch die Entscheidung der Kindler-Redaktion, Vegesack in der neuesten Ausgabe nicht mehr zu berücksichtigen, was den Dekanonisierungsprozess vollendet.

Hier ist Widerspruch angezeigt. Denn die in Stimmung und Niveau an Joseph Roths *Radetzky marsch* erinnernde *Baltische Tragödie* verdient auch nach mehr als sieben Jahrzehnten aus viererlei Gründen Aufmerksamkeit. Uns erwartet nämlich erstens eine reizvoll erzählte autobiographisch fundierte Familiensaga, zweitens eine anschauliche Chronik der Deutschen im Baltikum bis zu ihrer weitgehenden Vertreibung 1919, drittens ein Mustertext für doppelbödiges Schreiben im Dritten Reich, an dem sich so

⁵⁶ Kindlers Literatur Lexikon (Anm. 54), Sp. 1302: »Aber schon in der Darstellung dieser von Revolution und Krieg noch unberührten Welt werden die in den historischen Voraussetzungen selbst liegenden Momente deutlich, die zur Bedrohung des Baltentums und schließlich zu seiner Vernichtung führen sollten«.

manche Verschlüsselungstechnik der Inneren Emigration studieren lässt, und viertens eine nach wie vor aktuelle, weltweit taugliche Fallstudie einer (literarischen) Existenz in aussichtsloser historischer Lage.

Zu 1: Vegesacks plastischer Stil entwickelt sich in der Nachfolge Thomas Manns, zu dem er sich im Roman ausdrücklich bekennt. Auch er bedient sich ausgiebig der Leitmotiv-Technik und der Ironie. Wie in den *Buddenbrooks* präsentiert *Die baltische Tragödie* Lebensläufe in absteigender Linie. Erzählt wird aus der Sicht des heranwachsenden Aurel, dem sich zunehmend die Welt erschließt, zunächst über intensives Naturerlebnis in einer zuweilen magisch beschworenen Landschaft und einem lustvoll-gruseligen Eintauchen in Märchen, Gespenstergeschichten und Regionalmythen, die dem Kind vom lettischen Betreuungspersonal als heimisches Kulturerbe vermittelt werden. Weitere Bildungseinflüsse entstammen deutscher wie russischer Literatur oder religiöser Unterweisung, die durch irritierende moderne Einflüsse (Darwin, Marx, Bakunin etc.) dialektisch auf die Probe gestellt wird. Noch schärfer geschieht dies, immer weniger verdrängbar, durch Politik, Revolution und Krieg.

Zu 2: Im Zentrum des Romans steht die Baltische Frage: nationale Identifikationsprobleme zwischen Deutschland und Russland sowie starke, ethnisch verschärfte soziale Klüftungen als Motive für spätere blutige Konflikte. In zahlreichen Episoden veranschaulicht Vegesack die Armut der Landbevölkerung, ihre Lasten und Einschränkungen, während die Bäuerchen vor den Besitzern großer Ländereien auf den Knien rutschen und bei geringfügiger Übertretung gepfändet werden. Er schildert die Privilegien der Elite respektive ihrer jeunesse dorée, seziert ihre weithin auf Immobilismus reduzierte Baltenideologie, zeigt Andersdenkende, die daran zerbrechen, und bornierte Apartheidvertreter, die sich in ihrer mangelnden Bereitschaft zum politischen Ausgleich durch die Revolutionsgräuere von 1905 scheinbar bestätigt sehen.

Die naive Kinderperspektive eignet sich vorzüglich zur kritischen Hinterfragung von Werten und Überzeugungen der Erwachsenen. Die Zentralfigur Aurel erfährt etwa in der dunstigen Gesindestube ein sonst unbekanntes »derbes, ursprüngliches Leben«, zugleich aber auch, dass er hiervon wie durch eine »gläserne Wand« getrennt ist. Erst gegen Ende des Romans ergibt sich eine Versöhnung – allerdings nur als privatschliche Utopie, die im bezeichnenden Kontrast zum schaurigen realhistorischen Finale steht.

Zu 3: Vegesacks Diagnose mündet in generelle Zeitkritik, die auch typische Praktiken, Denkmuster und Begriffe (z.B. »Humanitätsschwindel«) der Hitler-Ära berührt. Zahlreiche Stellungnahmen im Text zeigen den Autor als engagierten Vertreter christlicher Humanität. Sie richten sich gegen Gewalt oder Despotie in Erziehung und politischer Führung, sind antitotalitär und tendenziell völkerversöhnend, pazifistisch oder antirassistisch. Süffisant wird auf Nietzsches »polnisches Blut« angespielt oder darauf, dass ein besonders blutstolzer Scharfmacher selbst eine lettische Urgroßmutter besitzt. Zwar endet der Roman in einem allegorischen Treuebekenntnis zum geschlagenen Deutschen Reich, aber enthält wahrlich kein propagandistisch verwertbares Deutschlandbild. Vielmehr nutzte Vegesack als Meister der verdeckten Schreibweise den Spielraum des im Dritten Reich Sagbaren weitgehend aus. Vor allem seine Technik kontroverser perspektivischer Urteile erlaubt es, ein beachtliches Quantum gegenwartsbezogener ideeller

Konterbande einzuschmuggeln, so dass Alfred Rosenbergs *Bücherkunde* rügend von einem »zweispältigen Eindruck« bei der Lektüre sprach.⁵⁷

Zudem wählte Vegesack als Zentralfigur fast einen Antihelden, der entgegen den Idealen des Zeitgeistes zu den (politischen) Entscheidungen eher ein ängstliches Verhältnis besitzt. Aurel ist ein weicher Knabe ohne die natürliche Sicherheit seiner Brüder. Im Ersten Weltkrieg hindern ihn »lächerliche« Erkältungskrankheiten an militärischen Einsätzen und stempeln ihn zur geborenen »Nebenfigur«, ja fast zum »Krepierling«. Bei seinem kurzen Landeswehr-Einsatz plagen ihn »abscheuliche Angst« und Schuldgefühle wegen des Tötens. Er begreift den Bürgerkrieg nicht und kann sich nicht recht mit ihm identifizieren. Aurel ist wahrlich kein Soldat, wie ein nationalsozialistischer Rezensent vorwurfsvoll festhielt,⁵⁸ eher ein Cunctator zwischen den Parteien und Ideologien vom Schlage Hans Castorps, der vieles für hörens- oder bedenkenswert hält und seinen Weg erst finden muss.

Zu 4: In dieser Zwischenstellung wird er zum Repräsentanten einer absterbenden Kultur und Gesellschaft und der Roman zum Verhaltens- und Schreibmodell in historisch verlorener Lage. Denn Vegesack war schließlich nicht nur (literarischer) Augenzeuge, sondern als Angehöriger der in ihren Privilegien heftig bekämpften deutschbaltischen Minderheit Partei. Man kann sich insofern die Schilderung natürlich auch aus anderer, z. B. lettischer Warte vorstellen. Entscheidend für den belletristischen wie historiographischen Wert eines Werkes ist nun aber nicht der selbstkasteiende Verzicht auf jedwede milieugeprägte Schweise, sondern lediglich der redliche Versuch, auch anderes Denken und Empfinden zur Geltung kommen zu lassen. Dies darf man Vegesack gewiss attestieren, und in diesem Sinn wirkt der Roman bei aller (selbstkritisch reflektierten) Subjektivität durchaus authentisch, zumal oder gerade weil er sich einer verbreiteten schriftstellerischen Unsitte enthält, die jeweiligen Helden mit retrospektiven (moralischen) Einsichten zu überfrachten.

Denn ein glaubwürdiger Text vermittelt uns eindringliche Vorstellungen von jenen Inkonsequenzen, Zwischenstellungen und Leiden an einer Epoche, die zwar zu Recht durch eine neue abgelöst wurde, in der man sich aber dennoch heimisch fühlte. Solche Zerrissenheiten kennzeichnen zahllose vorrevolutionäre Gesellschaften in aller Welt: vom Ancien Régime in Frankreich über die zaristische, von der britischen Kolonial- bis zur südafrikanischen Apartheid-Gesellschaft. Und wenn wir in den blutigen Abläufen nicht nur einen notwendigen Fortschritt, sondern zugleich eine menschliche Tragödie sehen, so gilt dies in erster Linie für die Einzelnen guten Willens, die im Bewusstsein von historischer Schuld und Zwangsläufigkeit, aber ohne Gewissheit und Trost auf künftige Sozialparadiese, den Prinzipienkämpfen ihrer Zeit ausgesetzt sind und in den Mühlsteinen der Geschichte zerrieben werden.

⁵⁷ Dieser Textambivalenz war Boris Röhl in seiner schlechterdings ärgerlichen Studie (Die revidierte Moderne. Siegfried von Vegesack – das gescheiterte Experiment einer »neuen Heimatliteratur« im Dritten Reich: In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung (Anm. 2), S. 75–99) zu keiner Zeit interpretatorisch gewachsen.

⁵⁸ Manfred Jasser: Siegfried von Vegesack. In: Kritische Gänge. Jg. 7, Nr. 12, Beilage der Berliner Börsenzeitung vom 20. 3. 1938.